

Jana Bommersbach

EIN GERAUBTES LEBEN

Der Fall Debra Milke
23 Jahre unschuldig in der Todeszelle

Aus dem Amerikanischen von
Ulrike Becker, Jochen Schwarzer
und Thomas Wollermann

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Originalausgabe März 2016

© 2016 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regina Carstensen, München

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Robert Gallagher / Corbis Images

Bildnachweis: S. 1–7 Privatarchiv Debra Milke; S. 8 o., u. li. Picture
alliance (im Folgenden »pa«) / AP Photo; S. 8 u. re. pa / AP Photo /
The Arizona Republic, Dana Leonard; S. 9 pa / AP Photo; S. 10 Privatarchiv
Debra Milke; S. 11 Mi. pa / ASSOCIATED PR; S. 11 o. re. pa / Roy
Dabner / dpa; S. 11 o. li. pa / Marco Mierke / dpa; S. 11 u. pa / AP Photo /
Ross D. Franklin, Pool; S. 12 pa / dpa; S. 13 Privatarchiv Debra Milke;
S. 14 o. Privatarchiv Debra Milke; S. 14 u. pa / AP Photo; S. 15 Robert
Gallagher / Der Spiegel / Corbis Outline; S. 16 pa / dpa

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-27690-7

2 4 5 3 1

*Ich widme dieses Buch, in Liebe und Hochachtung,
Debra Milke und dem Andenken an ihren
Sohn Christopher und ihre Mutter Renate Janka*

INHALT

Vorwort von Debra Milke	9
1 »Sie probten meine Hinrichtung«	11
2 »Der Moment, der mein Leben änderte«	32
3 »Er kam herein und sagte in einem Atemzug ...«	62
4 »Gott im Himmel, das darf nicht wahr sein«	92
5 »Ich war das brave Mädchen und er der coole Typ«	106
6 »Ich dachte, ich könnte ihn ändern«	121
7 »Ich schnappte mir meinen Sohn, und wir rannten um unser Leben«	143
8 »Gestanden? Ich habe nichts gestanden. Ich habe doch nichts getan«	166
9 »Lieber Jim, hat er nach mir gerufen?«	179
10 »Ich notierte ›T‹, als die Richterin ›Todesstrafe‹ sagte«	208
11 »Oma und Opa – ist nicht wahr«	234
12 »Ich wusste gar nicht, dass ich im Gefängnis einen Fürsprecher hatte«	248
13 »Was soll ich bloß mit meiner Schwester anfangen?«	265
14 »In Liebe, Debbie«	282
15 »Frankie war das Licht am Ende des Tunnels«	310
16 »Mike und Lori haben an mich geglaubt, Gott sei Dank«	339
17 »Ich hätte wissen sollen, dass Arizona bis zum Äußersten geht«	359
18 »Ich trug ein blaues Kleid, zur Erinnerung an meine Mutter«	378
Nachwort von Jana Bommersbach	394

VORWORT

von Debra Milke

Der eine Alptraum, das ist der Tod meines Sohnes Christophers, er wird immer Teil meines Lebens bleiben. Der andere Alptraum sind meine dreiundzwanzig Jahre in der Todeszelle, der Staat Arizona raubte mir diese Zeit. Ein Justizhorror. Dennoch: Ich bin in dieser Zeit stärker geworden, sie hat mich positiv verändert. Ich war mir immer selbst treu. Ich habe Stärken erfahren, von denen ich gar nicht wusste, dass ich sie besitze. Eine Stärke ist sicher, dass ich keine Rachsucht empfinde für diejenigen, die für den Tod meines Sohnes verantwortlich sind. Sie sollen einfach im Gefängnis bleiben. Das reicht mir. Diese Männer hinzurichten ändert nichts. Das bringt mir meinen Sohn nicht zurück. Nachdem ich meine elektronische Fußfessel los war, kehrte ich in meine Geburtsstadt Berlin zurück. Die ersten vier oder fünf Tage habe ich nur geweint. Es war sehr bewegend für mich, schön und traurig zugleich. Das letzte Mal war ich mit neunzehn in Berlin gewesen, da stand die Mauer noch. Nun konnte ich durch das Brandenburger Tor gehen, und auf einmal war ich auf der anderen Seite der Mauer – genauso wie ich mich jetzt auf der anderen Seite des Gefängniszauns befinde.

Im Laufe der Jahre haben mir viele Leute gesagt, dass über meine Geschichte ein Buch geschrieben werden sollte. Ich sah das auch so und wusste schon genau, wen ich mir als Autorin dafür wünschte: Jana Bommersbach.

Über Jahre hatte ich auf einem lokalen Nachrichtensender ihre Berichte verfolgt. Sie schien eine sehr ungewöhnliche Reporterin zu sein: Ihre Beiträge waren von Mitgefühl und

Fairness geprägt, und sie ging völlig unvoreingenommen an ihre Themen heran. Das bewunderte ich an ihr. Auch ihre Artikel in diversen Publikationen und ihre Bücher haben mich beeindruckt.

Nun bin ich sehr froh, dass sie dieser tragischen Geschichte in diesem Buch auf fesselnde Weise gerecht geworden ist, und ich danke ihr dafür.

Debra Milke

KAPITEL 1

»Sie probten meine Hinrichtung«

Debra Jean Milke schaute gerade einen Reisebericht auf ihrem kleinen Fernseher, als sie kamen, um ihre Hinrichtung zu proben.

Es war der 19. Dezember 1997.

Sie war dreiunddreißig Jahre alt, eins siebzig groß, schlank. Sie hatte langes braunes Haar, das sie gern in Locken legte, und große braune Augen. Wenn sie lächelte, erstrahlte ihr ganzes Gesicht.

An diesem Tag aber gab es nichts zu lachen.

Es war bis dahin ein ganz normaler Freitag gewesen – in einem Leben, in dem Normalität bedeutete: Todestrakt im Gefängnis Perryville am Rande von Phoenix, Arizona – ihrem Aufenthaltsort, seit sie sechsundzwanzig war.

»Gleiche Scheiße, anderer Tag«, wie sie zu sagen pflegte.

Reiseberichte im Fernsehen waren ihre einzige Fluchtmöglichkeit aus diesem Sarg von einem Zimmer – drei mal drei Meter, mit Metallbett, Waschbecken und Klo. Aus dieser Zelle mit ihrem winzigen Fenster, das vergittert war, obwohl sich niemand hätte hindurchzwängen können. Aus diesem Ort, wo alles grau oder braun gestrichen war. Aus diesem Zellentrakt, in dem es nie richtig dunkel wurde und vor allem nie wirklich still. Aus diesem »Zuhause«, in dem Debra Milke tagaus, tagein allein war und sich an Reiseberichte im Fernsehen hielt, als einzige Möglichkeit, all dem zu entfliehen.

Diese Sendungen halfen ihr, sich an die Farben der Realität draußen zu erinnern und davon zu träumen, wie die Luft der Freiheit schmeckte. Sie schwor sich, einige dieser Orte irgendwann einmal selbst zu besuchen – eines Tages, wenn

sie wieder frei sein und all das hier der Vergangenheit angehören würde –, und diese Liste umfasste die ganze Welt. Am liebsten wollte sie aber nach Australien reisen.

Wie viele Reiseberichte hatte sie in den sieben Jahren gesehen, die sie nun im Gefängnis saß? Zweihundert? Dreihundert?

Diese Sendungen gehörten zu der Routine, die sie sich auferlegt hatte. »Sonst hätte ich nicht funktionieren können. Ich musste eine Routine haben. Ich habe bald gemerkt, dass die Leute hier geistig verwahrlosen, und ich wollte verhindern, dass es bei mir dazu kommt. Ich wollte nicht zulassen, dass sich mein Hirn in Mus verwandelte.«

Und so stand sie jeden Morgen gegen vier Uhr auf – »Das war die ruhigste Zeit des Tages, denn alle anderen schliefen länger«. Sie machte sich in ihrer Zelle einen Kaffee und schrieb dann eine Stunde lang: Briefe, Erinnerungen, Notizen darüber, was sie ihrem Anwalt sagen wollte. Um fünf kam das Frühstück auf einem Plastiktablett: »Gummiartige Pfannkuchen oder pappige Frühstücksflocken, die wie Kleister aussahen.« Dreimal pro Woche durfte sie duschen und erhielt dazu ein dünnes Handtuch. Ebenfalls dreimal pro Woche brachte man sie allein in einen Gitterverschlag auf einem Hof, damit sie ein wenig Bewegung bekam.

Ab elf schaute sie *Schatten der Leidenschaft*, die beliebteste Seifenoper im amerikanischen Fernsehen, die sich um zwei mächtige Familienclans in der fiktiven Stadt Genoa City in Wisconsin dreht. »Das war auch meine Welt: Fünf Tage die Woche war ich in Genoa City.« Das Mittagessen ab zwölf bestand aus einem Sandwich – Wurst oder Schinken-Käse. Anschließend hielt sie Mittagsschlaf, las etwas oder lernte.

»Ich wusste ja nichts über das Justizsystem. Deshalb musste ich das erst mal verstehen. Ich habe mich sofort für einen Fernlehrgang in Jura angemeldet.«

An diesem Freitag starrte sie wie gebannt auf die Bilder, die

aus ihrem 13-Zoll-Farbfernseher drangen und durch die sie sich weit wegträumen konnte. Sie klebte förmlich an der Mattscheibe, denn es war ein Dezembertag, und der Dezember war immer ein schlimmer Monat.

Für die meisten Menschen ist der Dezember ein schöner Monat, erfüllt von den Bräuchen der Advents- und Weihnachtszeit. Selbst im Gefängnis ist das so, da die Häftlinge alles zu schätzen wissen, was den Alltagstrott durchbricht. In den Einzelzellen rings umher, in denen die »disziplinarischen Problemfälle« der Strafanstalt untergebracht waren, und in den Schlafsälen überall in diesem riesigen Gebäudekomplex freuten sich die Häftlinge, dass sie nur noch sieben Tage von dem Tollsten entfernt waren, was ihnen diese Anstalt das ganze Jahr angedeihen ließ.

Das bevorstehende Weihnachtssessen verhiess gebratenen Truthahn samt Füllung – in einem Jahr hatte es sogar mal Cranberrysoße dazu gegeben –, danach vielleicht ein wenig frisches Obst und auf jeden Fall Kuchen.

Manche Gefangene bastelten Geschenke füreinander: auf Pappe gemalte Bilder, handkolorierte Karten, selbst verfasste Gedichte oder Lesezeichen, in Schönschrift mit Worten der Hoffnung versehen.

Für Debra Milke aber war die Weihnachtszeit nicht mit Freuden und Geschenken verbunden. Dezember bedeutete für sie: Trauer und Qual.

Es geschah an einem Dezembertag im Jahr 1984, dass dieses selbsternannte »brave Mädchen« den »bösen Jungen« heiratete, den ihre Eltern verachteten – einen Mann, den sie als Vater ihres einzigen Kindes liebte, der sie aber auch beschämte, beschimpfte, bedrohte und vor dem sie schließlich solche Angst bekam, dass sie ihm davonlief.

Es geschah an einem Dezembertag im Jahr 1989, dass ihr vierjähriger Sohn ermordet wurde – der kleine Junge mit seinem bezaubernden Lächeln, der »Nabel ihrer Welt«.

Es geschah an einem Dezembertag, dass das Phoenix Police Department behauptete, sie habe ihren Sohn ermorden lassen – woraufhin sie hier gelandet war, als einzige Frau, die in Arizona im Todestrakt saß.

Es geschah an einem Dezembertag im Jahr 1993, dass ihr erster Versuch, in Berufung zu gehen und das Todesurteil anzufechten, scheiterte.

Diese ganzen verdammten Weihnachtswerbespots – mit all den glücklichen Kindern, den liebevollen Eltern und der Verheißung, dass sämtliche Wünsche wahr werden – gingen ihr an die Nieren.

Im Dezember war sie jedes Mal so deprimiert, dass sie sogar auf den Hofgang verzichtete. Manchmal verließ sie ihre Zelle nur für die kurze Dusche, die ihr jeden zweiten Tag gestattet war.

Die Drogen, die anderen über schwere Zeiten hinweghalfen, waren nichts für sie. Sie hatte draußen nie Drogen genommen und war nicht im Geringsten versucht, im Gefängnis damit anzufangen – obwohl Drogen leicht erhältlich waren. Sie lehnte sogar die Medikamente ab, die sie verschrieben bekam und die ihre Stimmung hätten aufhellen und ihren Kummer hätten dämpfen können. Sie hatte sie in der U-Haft genommen, während sie auf ihren Prozess wartete, und sie hatten sie so benommen gemacht, dass sie kaum mehr klar denken konnte.

Wie Debra später sagte: »Das einzige Laster, das ich mir im Gefängnis zugelegt habe, ist das Kaffeetrinken.«

Doch selbst solche Humorversuche standen ihr im Dezember eher nicht zu Gebote. Ihrer Mutter schrieb sie: »Ich hasse diesen Monat und diese ganze Jahreszeit.«

In den meisten Monaten fiel es ihr schwer, im Dezember war es gar unmöglich, mit dem Gedanken zurechtzukommen, dass sie hinter Gittern gelandet war. Sie war immer beliebt und hübsch gewesen. Auf der Highschool hatte sie

so gute Noten nach Hause gebracht, dass sie in die National Honor Society aufgenommen wurde. Ihre Eltern waren meist sehr zufrieden mit ihr. »Ich habe immer alles unternommen, um keinen Ärger zu bekommen. Ich habe immer die Anerkennung meiner Eltern gesucht.«

Sie war eine vierundzwanzigjährige alleinerziehende Mutter mit einem temperamentvollen kleinen Sohn gewesen. Sie trank gern mal ein Bier, aber keine stärkeren alkoholischen Getränke. Seit sie als Teenager ihren ersten Job angetreten hatte, hatte sie bewiesen, dass sie eine fleißige Arbeiterin war, und nun hatte sie gerade beruflich einen neuen Weg eingeschlagen, was ihr wie »ein wahr gewordener Traum« vorkam. Gemeinsam mit ihrem Sohn stand sie an der Schwelle zu einem »neuen Leben«. Sie bereitete sich auf Weihnachten vor und hatte schon einige schöne Geschenke für ihren Sohn besorgt.

All das aber endete am 2. Dezember 1989. Es war ein Samstag. Es war der Tag, an dem der kleine Christopher mit einem Freund, dem sie vertraute, losfuhr, um den Weihnachtsmann zu treffen, und nicht mehr wiederkehrte.

Der Staat Arizona behauptete, sie habe den kleinen Christopher in den Tod geschickt. Es hieß, sie habe zwei Männer angestiftet, den Jungen für sie zu ermorden. Zunächst behauptete man, sie habe eine Lebensversicherung über 5000 Dollar auf den Jungen »abgeschlossen« – was heute knapp 10000 Dollar entsprechen würde – und habe diese Summe kassieren wollen. Dann behauptete man, sie habe sich für einen neuen Freund, der keine Kinder wollte, frei machen wollen. Schließlich behauptete man, sie habe verhindern wollen, dass Christopher zu einem Säufer und Junkie heranwachsen würde, wie sein Vater einer war.

Man behauptete, man wisse all dies, weil Debra Milke es »gestanden« habe – einem Ermittler, der seit zwanzig Jahren im Dienst der Polizei von Phoenix stand. Detective

Armando Saldade hatte es allerdings nicht für nötig befunden, die fünfundzwanzigminütige Vernehmung unter vier Augen auf Tonband festzuhalten. Oder einen Zeugen hinzuzuziehen. Oder Debra eine schriftliche Aussage unterschreiben zu lassen. Es gab weiter nichts als seine Behauptung, sie habe ihm ihr Herz ausgeschüttet und gestanden, die Ermordung ihres Sohnes in Auftrag gegeben zu haben.

Als sich keine Sachbeweise finden ließen, die sie mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht hätten, behauptete man: »Sie hat aber ein Geständnis abgelegt.« Als die Männer, die Christopher ermordet hatten, sich weigerten, gegen sie auszusagen, behauptete man: »Sie hat aber ein Geständnis abgelegt.« Als sich ein Motiv nach dem anderen in Luft auflöste, behauptete man: »Sie hat aber ein Geständnis abgelegt.«

Und als sie protestierte und beharrte, niemals irgendetwas gestanden zu haben – Saldade habe ihr Worte in den Mund gelegt und vieles einfach frei erfunden –, bezeichnete man sie als Lügnerin.

Die Jury sah in Debra Milke eine eiskalte Mörderin und befand, sie habe für ihr Vergehen den Tod verdient.

Das Urteil wurde von so ziemlich allen begrüßt, die von dem »*Santa Claus Murder*«, dem »Weihnachtsmannmord« gehört oder gelesen hatten, einem Fall, der im ganzen Land für Aufsehen sorgte. Was war sie für ein Monster, dass sie ihr Kind losgeschickt hatte, den Weihnachtsmann zu sehen, und es dann ermorden ließ? Wie niederträchtig und gemein konnte eine Frau überhaupt sein? Als »schockierend böse« bezeichnete die Presse das Verbrechen, und das ganze Land pflichtete dem bei, und Debra Jean Milke wurde zur meistgehassten Frau der USA. »Abscheulich! Unfassbar kaltherziger Mord!«, lautete eine Schlagzeile. Selbst die, die sonst ein weiches Herz hatten, schrieben sie ab.

Die Justizwelt war so erfreut darüber, dass Debra die Höchststrafe bekam, dass sie den Staatsanwalt ihres Verfahrens zum »Ankläger des Jahres 1990« kürte.

An diesem Freitag im Jahr 1997 konnte sie die Menschen, die an ihre Unschuld glaubten, an einer Hand abzählen: ihre Mutter, eine gebürtige Deutsche, die inzwischen in der Schweiz lebte; der Privatdetektiv, der auf ihren Fall angesetzt worden war und nicht aufgab; der Gefängnispsychologe, der sie durch ihr Gerichtsverfahren begleitet hatte und ihr immer noch helfen wollte, und der Strafverteidiger, der überraschend aufgetaucht war und sie nun pro bono, also unentgeltlich, vertrat.

Das war eine kümmerlich kurze Liste, verglichen mit der Vielzahl derer, die absolut sicher waren, dass sie genau am rechten Ort war und ihrer gerechten Strafe entgegenseh. Ganz oben auf dieser Liste stand Grant Woods, der Generalstaatsanwalt von Arizona. Er sagte den Medien gegenüber: »Wenn ich mir unter den Todestraktinsassen von Arizona jemanden aussuchen sollte, der als Nächstes dran sein sollte, dann würde ich mich für sie entscheiden – angesichts dessen, was sie getan hat. Debra Milke hat ein schlichtweg unbeschreibliches Verbrechen begangen.«

»Ich wusste, dass ich unschuldig war. Ich wusste, dass ich nicht hierher gehörte. Es war, als wäre ich auf einem anderen Planeten. Ich sah mich um und sagte mir: ›Das hier wird nicht auf Dauer mein Zuhause sein.‹ Und ich glaubte, dass sie es irgendwann auf die eine oder andere Weise einsehen würden. Ich hielt mich an meiner Wahrheit fest. Aufgeben kam nicht in Frage.«

Sie schwor sich an dem Tag, an dem man sie, an Händen und Füßen gefesselt, in diese Strafanstalt marschieren ließ: »Eines Tages gehe ich hier auch zu Fuß wieder raus.«

Das ist im Nachhinein ein erstaunliches Gelöbnis für eine junge Frau, die »von ihrer Familie und ihren Freunden im

Stich gelassen« worden war. Ihr Vater – selbst Gefängniswärter von Beruf – hatte ausgesagt, er sei nicht erstaunt darüber, dass sie zur Mörderin geworden sei. Ihre Schwester hatte sie als untaugliche Mutter bezeichnet. Eine enge Freundin sagte vor Gericht aus, sie habe Christopher misshandelt. Immer wieder bekamen die Geschworenen zu hören, dass sie ein Monster sei.

»Kindsmörder!«, schrien einige Insassen, als sie die Strafanstalt betrat.

»Als sich die Gefängnistore hinter mir schlossen, hatte das etwas Unwirkliches. Ich kam mir vor wie vergewaltigt, empfand ein tiefes Gefühl des Verlusts, der Trauer und Isolation«, schrieb sie später. »Unschuldiger zum Tode verurteilt zu sein und dann an so einen entsetzlichen Ort wie dieses Gefängnis zu kommen – das war unbegreiflich und unerträglich.«

Nachdem man sie am 11. Januar 1991 für schuldig befunden und zum Tode verurteilt hatte, wusste der Staat Arizona nicht, wohin mit ihr. Man hatte in diesem Bundesstaat seit 1932 keinen Todestrakt für Frauen mehr benötigt. Damals war Winnie Ruth Judd, die berüchtigte »*Trunk murderess*« (»Kofferkillerin«), dessen einzige Insassin gewesen. Arizona stand damit nicht allein. Dem Klub der zum Tode verurteilten Frauen gehörten, als Debra Milke hinzukam, in den gesamten USA nicht einmal fünfunddreißig Frauen an. Um Debra unterzubringen, steckte die Strafvollzugsbehörde sie in der Abteilung Santa Maria in eine Isolationszelle und widmete diese zum Todestrakt um.

Debra Milke hatte inzwischen genug Zeit hinter Gittern und im Todestrakt verbracht, um zu wissen, dass es nicht darauf ankam, ob irgendjemand aus ihrer Familie oder ihrem Freundeskreis der Ansicht war, sie sei zu Unrecht verurteilt. Es kam einzig und allein darauf an, ob ein Gericht das auch so sah. Und bisher hatte sie keinen Erfolg bei ihren

Versuchen gehabt, die Justiz von Arizona davon zu überzeugen, ihren Fall noch einmal zu überdenken.

Doch all das würde sich bald ändern. Ihr neuer Anwalt hatte sie und ihre Mutter davon überzeugt, dass ein Ende in Sicht sei.

Rechtsanwalt Anders Rosenquist hatte ihr ganz genau auseinandergesetzt, wie so ein Berufungsverfahren ablief: Zunächst wandte man sich an die Gerichte des zuständigen Bundesstaats und forderte sie auf, das Urteil zu revidieren oder ein neues Verfahren anzusetzen. Wenn das nichts brachte, begann man sich an Bundesgerichte zu wenden, in der Hoffnung, dass ein Gericht, das mehr Zeit zur Verfügung und mehr Abstand zu dem ganzen Fall hatte – und dessen Richter weder ehemalige Studenten derjenigen waren, die einen verurteilt hatten, noch anderweitig mit ihnen verbandelt –, die ganze Sache eher sah wie man selbst.

Rosenquist hatte verkündet, man werde ein Berufungsverfahren an einem Bundesgericht womöglich gar nicht benötigen, denn er habe höchst brisante neue Beweise entdeckt, die den Staat Arizona eigentlich dazu bewegen müssten, das Fehlurteil aufzuheben. Die Glaubwürdigkeit des einzigen Zeugen, den die Anklage gegen sie aufgeboten hatte, Armando Saldade, sei auf erstaunliche Weise zweifelhaft: Es sei nicht das erste Mal, dass er hinsichtlich eines Geständnisses gelogen habe.

Darüber hinaus sei Cheryl Hendrix, die Vorsitzende Richterin bei dem Prozess, gerade an ein Zivilgericht versetzt worden und habe in diesem Zusammenhang einen Tadel wegen »standeswidrigen Verhaltens« erhalten.

Rosenquist schien sicher zu sein, dass diese erneute Berufung erfolgreich sein würde. Ihre Mutter und ihr Stiefvater – Renate und Alex Janka – glaubten schon fest daran, Debbie werde noch vor Ende des Jahres zu ihnen nach Emmetten in die Schweiz reisen können.

Debra überstand – voller Hoffnung darauf, dass sie bald freikommen würde – einen weiteren Todestag ihres Sohnes, so gut es eben ging, und schaute im Fernsehen einen Reisebericht.

Als sie irgendwann den Blick hob, wunderte sie sich, dass jemand vor ihrer Zellentür stand. Es war Judy Frigo, die stellvertretende Leiterin der Strafanstalt, die auch für die Abteilung Santa Maria zuständig war.

Hinter Frigo stand der Anstaltsleiter Jeff Hood. Debra hatte ihn nie zuvor in dieser Abteilung gesehen. Frigo hingegen kannte sie gut. Judy Frigo hatte als einfache Vollzugsbeamtin angefangen und im Laufe der Jahre die Karriereleiter erklimmen – heute leitet sie die gesamte Strafanstalt. Sie war als Frau bekannt, die immer wieder menschlichen Anstand bewies. So brüllte sie etwa die Gefangenen, die ihr unterstanden, nie an.

»Oh, kommen Sie doch herein«, begrüßte Debra sie, froh, Frigo zu sehen, weil sie, wie sie später sagte, »immer so nett zu mir war«.

Frigo aber begrüßte sie nicht auf ihre übliche freundliche Weise. Sie blickte ernst und traurig, erinnert sich Debra. »Sie schauen offenbar keine Nachrichten«, sagte Anstaltsleiter Hood.

Debra wies auf den Reisebericht, der über den Bildschirm flimmerte, und sagte ein paar Worte dazu, ehe ihr klar wurde, dass es den beiden Vollzugsbeamten nicht darum ging, was sie sich ansah, sondern darum, was sie nicht ansah.

»Debra«, sagte Hood, »der Staat Arizona hat für den 29. Januar 1998 einen Vollstreckungsbefehl erlassen.«

Debra blinzelte ob der seltsamen Worte. Sie wusste: Das hieß, dass der Oberste Gerichtshof von Arizona ihren jüngsten Berufungsantrag abgelehnt hatte. Doch das ergab keinen Sinn. Rosenquist war doch so sicher gewesen, dass das höchste Gericht ein Einsehen haben würde.